

Veranstaltung: 16. Arbeitstagung der DGO-Fachgruppe Slavistik

Thema: „Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler“

Datum: 10. bis 12. November 2011

Ort: Universität Mainz, Campus Germersheim

Tagungsbericht

Kurzfassung: Den Gegenstand der 16. Arbeitstagung der DGO-Fachgruppe Slavistik bildete die ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler, deren deutsche Vorfahren in den vergangenen Jahrhunderten in das Russische Imperium ausgewandert waren. Die Spätaussiedler haben häufig eine romantisierte, idealisierte Vorstellung von der deutschen „Heimat“, die jedoch durch persönliche und berufliche Integrationsprobleme erschüttert wird, was negative Auswirkungen auf ihr Selbstbild zur Folge hat. In Russland galten sie stets als die „Deutschen“, und in ihrer „eigentlichen Heimat“ sind sie jetzt die „Russen“.

Die hier entstehende Problematik der Zuschreibung und der Konstruktion von Identitäten bildete den Zugang zum Thema der Tagung. In der bisherigen Forschung liegt der Fokus hauptsächlich auf sozial schwächeren Bevölkerungsschichten: ihre Vertreter wären durch den Verlust ihrer (imaginierten) deutschen Identität und die fehlende Herausbildung einer neuen Identität – z.B. durch eine gelungene Integration – gescheitert und aufgrund dessen häufig zu Kriminalität und Gewalt bereit. Auf der in Germersheim stattgefundenen Tagung wurde als Gegenzug zu dieser verbreiteten Auffassung erarbeitet, inwieweit eine solche Identitätskrise russlanddeutscher Spätaussiedler eine Chance darstellt – sowohl für die persönliche, als auch für die berufliche Entwicklung dieser Gruppe. Seit einigen Jahren lässt sich zudem beobachten, dass aufgrund neuer gesetzlicher und wirtschaftlicher Mobilitätsmöglichkeiten viele Russlanddeutsche wieder entweder dauerhaft in ihr Herkunftsland zurückkehren, oder sich häufig abwechselnd in beiden Ländern bewegen, um private oder berufliche Kontakte zu pflegen. Viele dieser Remigranten leben in einer dynamischen, „translokalen“ Diaspora, die – im Gegensatz zu traditioneller Migration – ihre Richtung umkehren kann, wodurch die Herausbildung „transnationaler“ Identitäten möglich wird.

Als Ort für die Tagung eignete sich Germersheim besonders, da sich die Stadt und der Landkreis Germersheim im Laufe von fast 20 Jahren zu einem wichtigen Konzentrationspunkt russlanddeutscher Remigranten entwickelt haben, die ihrerseits prägend geworden sind für das Stadtbild. Aus diesem Grund wurden auch die Migrationsbeauftragten des Landes Rheinland-Pfalz und der Stadt Germersheim zur Tagung eingeladen. Referenten aus verschiedenen Disziplinen und Ländern trugen bei zu einer differenzierten und reflektierten Herangehensweise an die Problematik der Remigration und Integration im Allgemeinen, sowie der ethnischen Remigration von Russlanddeutschen im Speziellen. Zwei Referenten aus Moskau und Sankt Petersburg ermöglichten einen spannenden Perspektivenwechsel, um die Sichtweise der Spätaussiedler auch aus russischer Sicht zu beleuchten. Es wurden die Besonderheiten der Integration türkischer und jüdischer Migranten in die deutsche Gesellschaft aufgezeigt, was eine sinnvolle Ergänzung zum Tagungsthema darstellte. Auch der Blick auf die Aussiedlermigration in internationaler Perspektive trug zum Verständnis der vorliegenden Problematik bei.

Die Tagung bildete einen produktiven Beitrag zum „Imagewechsel“ der Russlanddeutschen und setzte nicht nur dem medial verbreiteten negativen Bild der „rückständigen Russen“ als kriminelle Integrationsverweigerer etwas entgegen, sondern zeigte ihre Chancen und Potentiale im Berufsleben auf.

Bericht: Bei der Frage der Integration könnten die Russlanddeutschen von den türkischen Migranten vieles lernen, um nicht zuletzt ihre Identitätskrise in Deutschland zu überwinden, so Miguel Vicente (Migrationsbeauftragter für Rheinland-Pfalz). Immerhin hätten die heute in Deutschland lebenden Türken seit 50 Jahren Erfahrung mit Integration gesammelt und könnten daher eine Hilfestellung leisten für die Bewältigung von migrationsbedingten Identitätsschwierigkeiten in Deutschland. Über die Identität eines Menschen entscheiden stets die Mehrheit der Gesellschaft sowie jene, die über eine Definitionsmacht verfügen. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist die Debatte um die Thesen Thilo Sarrazins. Umso wichtiger wäre es, sich gegen solche diskriminierenden Definitionsentscheidungen zu stellen und einen Beitrag dazu zu leisten, dass Deutschland als eine Migrationsgesellschaft rational

anerkannt wird und die damit verbundenen Aufgaben wahrgenommen werden. Der Integrationsbeauftragte der Stadt Germersheim, Serge Pütter, erläuterte die Besonderheit der Stadt Germersheim, die bei circa 22.000 Einwohnern einen Anteil von 32% an Migranten aufweist. Die Mehrheit bilden Spätaussiedler, um deren Integration man sich in Germersheim besonders bemüht. Es existieren beispielsweise fortschrittliche Initiativen zur Förderung der Mehrsprachigkeit bei ihren Kindern, da diese als eine Chance angesehen und zu ihrer Bildung gezählt wird.

Nicht zuletzt gibt es am Fachbereich für Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft des Campus Germersheim (Universität Mainz) viele Studierende, die russlanddeutsche Spätaussiedler mit höherer Bildung sind. Sie wählen häufig Slavistik als Studienfach, was wiederum die Lehr- und Studienbedingungen in Germersheim und an anderen Universitäten mit entsprechendem Studienangebot beeinflusst. Ein weiteres Ziel der Tagung war also die Auseinandersetzung mit der Bedeutung der russlanddeutschen Remigranten für die Ausbildung im Fach Slavistik, so Prof. Birgit Menzel (Universität Mainz/Campus Germersheim). Prof. Menzel erklärte in ihrem Vortrag zum Thema „Identitätsfalle oder Chance? Russlanddeutsche als ethnische Remigranten, Slavisten und Translatoren“ das Phänomen der Re-Migration als Sonderfall der Migrationsgeschichte. Nach 1991 stieg die Zahl der russlanddeutschen Spätaussiedler in Deutschland um hunderttausende an. Mit dem Zerfall der Sowjetunion begann ein neues Kapitel der deutschen Geschichte, die hier als „ethnische Remigration“ bezeichnet wird. Es begann ein Prozess der Rückkehr von Russlanddeutschen aus ethnischen Motiven, also eine Rückkehr in die „Heimat“ der Vorfahren. Der Begriff der „Remigranten“ ist jedoch problematisch, da die Vorfahren der Spätaussiedler bereits vor 200 Jahren nach Russland zogen. Die Gesellschaft in Deutschland war für die Spätaussiedler also vielmehr eine „imaginierte Gemeinschaft“. Diese „Rückkehrer“ verfügen über drei Spezifika: 1. Die doppelte Fremdheit, bestehend aus ethnischer und sprachlicher Fremdheit. Ethnisch gesehen galten die Russlanddeutschen in Russland stets als die „Deutschen“. Sie brachten in ihre neue alte Heimat Deutschland Traumbilder von einem imaginierten Westen mit, die sich nicht erfüllt haben. Denn in Wirklichkeit wurden sie in dieser romantisierten Heimat zu Fremden, zu den „Russen“ in Deutschland. Sprachliche Barrieren wurden zu einer Identitätsfalle, denn sie wussten nicht, in welcher Sprache sie wie sprechen sollten. Die soziale Fremdheit ergab sich aus dem Umstand, dass ihre Ausbildung in Deutschland nicht anerkannt wurde, was einen für sie beschämenden sozialen Abstieg zur Folge hatte. Zudem wurden die Russlanddeutschen auf der gleichen Ebene mit anderen Migrantengruppen als kriminelle Integrationsverweigerer eingestuft. Aus dieser Fremdheit resultieren Mischformen von Nostalgie: Vor allem die ältere Generation pflegte ihre Sehnsucht nach der deutschen Heimat von der Sowjetunion aus, während in Deutschland lebende, jüngere Spätaussiedler sich wieder Russland zuwenden. Aus der damit verbundenen Verklärung des „deutschen Gemüts“ und der „russischen Seele“ ergibt sich eine weitere Identitätsfalle. Das 2. Spezifikum bezieht sich auf die Heterogenität der Russlanddeutschen als Gruppe, entgegen ihrer medialen Darstellung als homogene Gruppe. Es sind mindestens drei verschiedene Generationen mit verschiedenem sozialen Status, verschiedenen Sprachkenntnissen und kulturellen Hintergründen. Die dritte Besonderheit im Integrationsproblem der Russlanddeutschen ergibt sich aus dem Umstand, dass sie die amerikanischen Besatzer „beerbt“ haben. In die Region Rheinland-Pfalz kamen deutschlandweit die meisten Spätaussiedler. Zuvor lebten dort die Amerikaner als „gewohnte Fremde“, sie galten als reich, offen und modern. Die Russlanddeutschen wurden dagegen als altmodisch, rückständig und billig wahrgenommen. Die Medien verstärkten die negative Wahrnehmung zusätzlich durch Imagination, indem sie auf das Bild der Russen im Kalten Krieg zurückgriffen. Der permanente Vergleich mit den Amerikanern trug zum Bruch des Selbstbewusstseins der Spätaussiedler bei. Diese Opferrolle ist die dritte Identitätsfalle. Welche Chancen bringen die genannten Hintergründe den Studierenden der Slavistik und den Translatoren? Die Bilingualität der Studierenden der Translationswissenschaften sollte gefördert werden. Dialekte und Soziolekte sollten bewusst gemacht und als Bereicherung der Sprache angenommen werden, da sie bei stilistischen Fragen in Übersetzungen nützlich sein können. Der Verlust der Heimat muss nicht mit Bindungslosigkeit gleichgesetzt werden. Eine emotionale Verbundenheit mit verschiedenen Lebenswelten ist möglich und kann zur Reflexion und Konstruktion der individuellen Identität führen. Die Identitätsbildung sollte also als ein dynamischer Prozess betrachtet werden.

An diesen Gedanken knüpfte Dr. Markus Kaiser (Universität Trier) mit seinem Vortrag zum Thema „Transnationalisierung der russlanddeutschen Spätaussiedler“ an. An der Universität Trier wurde das SFB-Forschungsprojekt „Rückkehrstrategien von Spätaussiedlern im Kontext sich wandelnder Migrationsregime“ gegründet, das sich mit dem neuen Phänomen der „Re-Remigration“ beschäftigt. Es existieren bisher keine genauen Zahlen zu den Rückkehrern unter den Spätaussiedlern, also Personen, die zuerst nach Deutschland aus ethnischen Motiven „zurückkehrten“ und dann aus wirtschaftlichen o.ä. Motiven wieder in ihr Herkunftsland zurückgehen. Erforscht werden in Trier die Rahmenbedingungen für die Re-Remigration, die damit verbundenen Veränderungen in der Identitäts- und Ethnizitätskonstruktion sowie der Einfluss sozialer Netzwerke und die Rolle individueller Einflussfaktoren auf die Rückkehrentscheidung. Als Gründe für die Migration im 18. und 19. Jahrhundert galten Religionsfreiheit oder die Aussicht auf Grundeigentum (Pull-Faktoren) im russischen Imperium, während z.B. Bodenknappheit als Push-Faktor im Deutschen Staatenbund wirkte. Seit 1980 vollzog sich die Remigration der Russlanddeutschen aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen und politischen Lage in der Sowjetunion. Entgegen klassischen Migrationstheorien, die von einer durch vorwiegend ökonomische Faktoren angeregten Migration von einem Ort an einen anderen ausgehen, sehen neuere Theorien die Migranten als aktive Akteure und die Migration als einen dynamischen Prozess mit offenem Ausgang. Die Einflussfaktoren für die Rückkehr der Russlanddeutschen Remigranten werden in der neuen Migrationsforschung untersucht: Wer wandert aus welchen Motiven wohin ab, wie gestaltet sich die Wiedereingliederung im Herkunftsland? Das Ziel solcher Untersuchungen ist ein besseres Verständnis der kulturellen Praxis einer ethnisch konstruierten Gruppe im Kontext von Remigration im transnationalen Raum. In Umfragen im Raum Berlin-Marzahn wurden in diesem Zusammenhang die Zufriedenheitswerte von Spätaussiedlern gemessen. Die Ergebnisse zeigten, dass die Unzufriedenheit der Russlanddeutschen in diesem Stadtteil aus dem Gefühl resultiere, ein Mensch „zweiter Klasse“ zu sein, weshalb viele der Befragten unsicher wären, ob sie länger in Deutschland bleiben wollten. Das hohe Auswanderungspotenzial ergibt sich auch aus der hohen Arbeitslosenzahl unter den Spätaussiedlern, die in ihrem Herkunftsland oft gute Arbeitsstellen hatten (Armutserfahrung). Auch die Unmöglichkeit, als „Deutsche“ unter Deutschen zu leben, führte oft zum Wunsch, wieder zurück zu gehen (Fremdheitserfahrung). Auch die erschwerte Familienzusammenführung durch die Gesetzesänderung in der Aussiedleraufnahme von 2005 stellt einen Push-Faktor dar. Wichtig für die Mobilität der Spätaussiedler ist oft ihre doppelte Staatsbürgerschaft, die es ihnen ermöglicht, ohne Probleme gegebenenfalls auch zwischen beiden Ländern zu „pendeln“. Als anziehend in der Russischen Föderation gelten der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften oder spezielle Rückkehrprogramme der Regierung, wie jenes von Vladimir Putin 2007 initiierte „Programm zur Förderung der freiwilligen Übersiedelung von Landsleuten aus dem Ausland in die Russische Föderation“. Als bisher einziges Bundesland bietet Baden-Württemberg eine Rückkehrberatung an. Diese Beratungsstelle („Heimatgarten“) sitzt in Karlsruhe und unterstützt Rückkehrer, die sich in einer finanziellen Notlage befinden. Auch hier wurden Befragungen durchgeführt: Es sind öfters ältere Menschen im erwerbsfähigen Alter, die zurückkehren möchten, da sie im Herkunftsland bessere Berufschancen sehen als in Deutschland. Die Auswertung von Briefen, die an die Beratung gesendet wurden, ergab, dass auch die Verlegung des Altersruhesitzes in das Herkunftsland als Auswanderungsgrund angegeben wird. Zur Vertiefung der Forschung wurde ein Kooperationsabkommen zwischen der Beratungsstelle „Heimatgarten“ und der Universität Trier geschaffen. In den Herkunftsländern gibt es auch Migrantenwohnheime, die die Rückkehrer bei ihrer Integration unterstützen. Beispiele sind Kaliningrad und die Altai-Region. Diese lokalen Identitätsprojekte werden von den Rückkehrern auch angenommen. Neben solchen Rückkehr-Migrationen existiert noch das Modell eines transnationalen Lebensplans: Vor allem junge Spätaussiedler streben nach Berufswegen, die Deutschland und Russland verbinden. Wie die einzelnen Staaten auf solche Lebensentwürfe reagieren sollten, ist eine wichtige Frage. Die Kontexte im Herkunfts- und Ankunftsland der Russlanddeutschen haben sich stark verändert, Russland sowie Kazachstan sind wirtschaftlich erstarkt und werben jetzt die „Landsleute“ im Ausland an. Die wohlfahrtsstaatlichen Leistungen für Spätaussiedler in Deutschland haben sich verringert und der Zugang zum Arbeitsmarkt ist schwieriger geworden.

Prof. Irina Alekseeva (St. Petersburg School of Interpretation and Translation) beleuchtete in der Diskussion die vorliegende Fragestellung aus russischer Sicht. Prof. Alekseeva sah sich in der Rolle einer Beobachterin „von außen“, da sie selbst weder Russlanddeutsche ist, noch den Wunsch hat, nach Deutschland auszuwandern. Die besprochenen Themen und Problemfelder wären aber für sie interessant, da sie diese bisher nicht als solche wahrgenommen hatte. Als Grund für das gebrochene Selbstbild der Russlanddeutschen sah sie ihr „Opferbewusstsein“: Als Opfer des Zweiten Weltkrieges würden die Spätaussiedler eine Kompensationserwartung haben, die nicht erfüllt wurde. Auch ihr „imperiales Gefühl“ wäre verletzt worden, denn als Vertreter eines ehemaligen Imperiums würden die Russlanddeutschen eine positive Einstellung Seitens der Deutschen erwarten. Dieses imperiale Gefühl wäre jedoch „von oben“ vermittelt worden durch die sowjetische Propaganda. Die Erwartung von Freiheit im Westen konnte nicht erfüllt werden, es wurde für viele unmöglich, sich all die Wünsche und Träume zu erarbeiten. Die Sehnsucht nach Freiheit und eigener Landwirtschaft treibe die Menschen wieder in ihr Herkunftsland. Bei der Rückkehr von Remigranten in ihre Dörfer verändern sich auch die Geschlechterrollen wieder „zurück“: Das Leben auf dem Land wird für Frauen wieder schwerer, als es zuvor in einer deutschen Stadt gewesen ist. In Deutschland konnten die Frauen ihre Rolle ablegen, im Vergleich zu Russland oder Kazachstan. Als grundlegende Problematik in den beiden Vorträgen wurde festgehalten, dass heutzutage vielfach noch von veralteten Vorstellungen über Migration, Integration und Identität ausgegangen wird. Das Denken muss erneuert werden, um den neuen Problemen zu begegnen.

Eine Besonderheit stellte auch das Abendprogramm des ersten Tagungsabschnittes dar. Die russisch-deutsche studentische Theatergruppe des Instituts für Slavistik führte das Stück „Die Beichte/Ispoved' – oder/ili Olga, Eugenia, Sophia, Varja...“ auf, das sich nach Erzählungen des russischen Schriftstellers und Dramatikers Anton Čechov richtete. Die humorvolle, bunte und mit viel Gesang inszenierte Aufführung entstand aus der Feder des bekannten moldawischen Theaterregisseurs Băno Aksionov, der bereits in zahlreichen Theaterstücken sowie Filmen mitgespielt und viele Inszenierungen geschrieben hat (z.B. am Staatlichen Russischen Theater in Kischinau und in der Moldauer Staatsphilharmonie). Für sein Schaffen wurde Băno Aksionov mit zahlreichen Preisen geehrt. Die russischsprachige Aufführung am translationswissenschaftlichen Fachbereich in Germersheim bildete als Zeichen für die Pflege russischer Kultur in Deutschland eine gelungene Abrundung der zuvor gehaltenen Vorträge sowie eine schöne Ergänzung zum Tagungsthema.

Dr. Maria Savoskul (Staatliche Universität Moskau/MGU) referierte zum Thema „Spätaussiedler zurück nach Russland? Russische und deutsche Reaktionen auf eine Remigration“. Hier lag der Fokus auf Interviews mit Experten für Migration sowie mit Russlanddeutschen in den Städten Berlin, Bielefeld und Frankfurt. Befragt wurden auch Russlanddeutsche, die bereits nach Russland wieder zurückgekehrt sind. Sowohl Experten als auch die Spätaussiedler geben als Grund für die Ausreise die schwierige Lebenslage und schlechte Berufschancen im jeweiligen Land an. Es gibt die Besonderheit, dass viele junge Russlanddeutsche zwar in Deutschland weiterleben wollen, aber sie haben auch großes Interesse an Russland und besuchen die Städte als Touristen, Austauschstudenten oder Berufstätige. Heutzutage emigrieren weniger Spätaussiedler als in den 1990er Jahren und auch die deutsche Identität rückt zunehmend in den Hintergrund, was Befragungen in Sankt Petersburg und Moskau ergaben. In Abhängigkeit vom Alter oder den persönlichen Erfahrungen haben die Befragten auch unterschiedliche Vorstellungen von der „Heimat“. So sehen vorwiegend ältere Russlanddeutsche die Sowjetunion als ihre Heimat, die sie nicht aufgeben oder verraten werden. Ihre remigrierten Kinder betrachten sie im deutschsprachigen (!) Interview als „Verräter“. In Deutschland verteilen sich die meisten Russlanddeutschen auf die Bundesländer Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, da hier die Wirtschaft am meisten entwickelt ist. So kommt es auch nicht selten dazu, dass die Spätaussiedler aus wirtschaftlich schwächeren in die stärkeren Bundesländer ziehen. Im heutigen Russland sind Remigranten vor allem als qualifizierte Arbeitskräfte willkommen. Dennoch möchten viele Russlanddeutsche nicht zurückkehren, da sie mit dem Leben in Russland einen niedrigeren Lebensstandard, geringere Konsummöglichkeiten sowie weniger Arbeitslohn verbinden. Für eine Teil-Rückkehr entscheiden sich oft ältere Leute, die aufgrund ihrer kulturellen Verbindung zu Russland den Sommer dort verbringen oder jene, die Geschäftsbeziehungen mit Russland pflegen. Diese Gruppe der

Spätaussiedler lebt jedoch an zwei Orten und nicht in zwei Kulturen, deshalb sollte unterschieden werden zwischen bikultureller Identität und der Fähigkeit, sich schnell an einem anderen Ort einzuleben.

Einen weiteren Teilaspekt der Forschung an der Universität Trier bearbeitet Anet Sahakyan, M.A. In ihrem Vortrag – vertreten durch Dr. Markus Kaiser – zum Thema „Junge, bildungserfolgreiche Spätaussiedler in transnationalen Migrationsprozessen: Identitätsstrukturen und Heimatdiskurs“ beleuchtete sie die Besonderheiten der jungen Spätaussiedler als „mitgenommene Generation“. Die Forschungsfragen konzentrieren sich auf drei Aspekte: 1. Was sind die besonderen Merkmale der Transnationalität von jungen, bildungserfolgreichen (Spät-) Aussiedlern? 2. Wie verändern sich ihre Identitätsstrukturen in den transnationalen Migrationsprozessen? 3. Wie verorten sie sich zwischen dem Herkunfts- und Ankunftsland, wie wird der Heimatbegriff wahrgenommen? Die Befragten wurden in Russland oder Kazachstan geboren, im Alter von 1-10 Jahren nahmen ihre Eltern sie mit nach Deutschland und heute sind sie Akademiker mit dem Wunsch, einen Länderübergreifenden Beruf auszuüben. In der Forschung muss aber die Tatsache beachtet werden, dass Transnationalität bei Intellektuellen sehr modern ist. Sie besuchen internationale Konferenzen, reisen und arbeiten in anderen Ländern. Befragt wurden die jungen, bildungserfolgreichen (Spät-) Aussiedler zu ihren Heimreisen und Aufenthalten in Russland oder Kazachstan. Die Ergebnisse zeigen, dass vor allem Kinder, die mit über 10 Jahren nach Deutschland kamen, die meisten Integrationsprobleme hatten. Als Erwachsene bauen sie immer engere Bindungen zu ihrem Herkunftsort auf und nutzen die Beziehungen auch für ihren Beruf. In Russland scheinen sie das Gefundene zu haben, was ihnen in Deutschland immer „fehlte“. Diese „transnationale Identität“ würde auch keine Zerrissenheit bedeuten für diese Gruppe, da sie beide Identitäten haben: Die rationale deutsche Identität wird „ergänzt“ durch die emotionale russische Identität. Die beiden Kulturen stellen somit zwei Wege zu sich selbst dar. Die Entscheidung für nur eine der beiden Identitäten würde zur inneren „Zerrissenheit“ dieser Menschen führen, so die Ergebnisse von Anet Sahakyan. Bei dieser Gruppe gelten individuelle Entwürfe zur Heimat, die besagen, dass Heimat dort ist, wo man sich wohl fühlt. Zu diesen individuellen Beheimatungsstrategien zählen folgenden Bilder: Die Heimat als „Erinnerungstraum“, wenn dort eine schöne Kindheit verbracht wurde; Heimat als „Heimatuine“, wenn sie aufgrund fehlender Identifikation nicht mehr existiert; Heimat als „Zuhause“ mit Freunden und Familie; Heimat als „Beschränkung“ auf einen Ort. Als Fazit lässt sich festhalten, dass sich kein einheitliches Identitätsmodell für diese soziale Gruppe finden lässt. Junge, bildungserfolgreiche Spätaussiedler haben individuelle, transnationale Lebensentwürfe, um ihrer Bikulturalität, den hybriden Identitätsformen und ihrem Heimatverständnis gerecht zu werden.

Einen vergleichenden Blickwinkel bot Dr. Klavdia Smola (Universität Greifswald) mit ihrem Vortrag zum Thema „Russisch-jüdische Immigration in Deutschland und Israel: Literarische Reflexionen“. Der Vortrag gliederte sich in zwei Themenfelder: Die Identität russischer Juden in Deutschland und Israel sowie ihre literarische Selbstreflexion. Seit der russisch-jüdischen Emigration in den 1970er Jahren und seit 1991 veränderte sich das Selbstbild dieser Gruppe an sich und im Kontext seiner literarischen Reflexion. Die zuvor dichotomischen Identitätsmodelle lösten sich mit der Entstehung neuer kultureller jüdischer Lebensräume allmählich auf. Durch die Verwischung der Grenzen der jüdischen Diaspora entstanden neue Konzepte der Individualisierung und Pluralisierung der jüdischen Kultur, die sich in den Werken russisch-jüdischer Autoren nachzeichnen lassen. Die Haltungen dieser Autoren reichen von einer strengen Bekennung zu einem bestimmten Zweig des jüdischen Glaubens und der Anerkennung Israels als einzigen Lebensraum für Juden bis zur totalen Abwendung von der jüdischen Religion. In ihrer Literatur werden verinnerlichte Geschichtsbilder reflektiert und ausgedrückt. Deutschland und Russland bieten als die zwei größten Remigrationsländer russischer Juden einen brisanten Vergleich, da sie mit zwei gegensätzlichen historischen Diskursen verbunden sind. Mit Deutschland ist vor allem der Genozid an Juden im Dritten Reich verbunden, während mit Israel die Vorstellung von der ersehnten jüdischen Heimat assoziiert wird. Hier ist der Begriff des „Aufstiegs“ (Aliyah) zentral, der die Rückführung der „Bluts- und Glaubensgemeinschaft“ der Juden in Israel bedeutet. Für die jüdischen Autoren stellt Aliyah eine politische und soziale Utopie dar. Die nach Deutschland emigrierten russischen Juden suchen meist als ersten Anlaufpunkt die jüdischen

Gemeinden auf, um Unterstützung im fremden Land zu erfahren. Der Begriff der Heimat wird in der russisch-jüdischen Literatur seiner Essentialität enthoben und nicht mehr als stabile Kategorie behandelt. Die Dichotomien „Heimat vs. Diaspora“, „Verwurzelung vs. Wanderung“ werden also durch die neuen Identitätskonstrukte in den neuen Lebensräumen aufgebrochen und teils aufgelöst. Hinsichtlich der literarischen Reflexion von Identität bei jüdischen Autoren könnte man annehmen, dass die Literatur möglicherweise den Sozialwissenschaften etwas voraus ist.

Eine weitere, interessante Perspektive auf die Problematik der Aussiedlermigration bot Dr. Amanda Klekowski von Koppenfels (University of Kent, Brüssel) mit ihrem Vortrag zum Thema „Migration von Aussiedlern in internationaler Perspektive“. Die Remigration nach Deutschland oder Israel wird bereits oft diskutiert und zugleich politisiert. Interessant ist deshalb die Betrachtung der Migration aus internationaler Perspektive, denn in anderen Ländern existieren ebenfalls Integrationsprobleme bei Migranten. Die einzelnen Migrationspolitiken in den Ländern sind oft verschieden: So können die Aussiedler nach Deutschland oder Israel kraft ihrer Staatsbürgerschaft emigrieren. In Spanien gilt hingegen das „jus sanguinis“, also die Blutsverwandschaft mit in Spanien lebenden Spaniern. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Konzept der „co-ethnischen Migration“. Wenn allgemein von Migranten oft als von den „Fremden“ gesprochen wird, die sich in der Landeskultur nicht auskennen und die Landessprache kaum beherrschen, wird von „co-ethnischen Migranten“ meist das Gegenteil erwartet. Diese Gruppe der Migranten kommt zurück in ihre „Heimat“, und dennoch gestaltet sich ihre Integration als unerwartet schwierig. Sie waren im Herkunftsland die „Fremden“ und bleiben es auch im Ankunftsland, da sich bei ihnen im Herkunftsland neue Identitäten herausgebildet haben. Diese Problematik wurde anhand eines Vergleichs zwischen den Identitäten der Remigranten in Deutschland und Japan dargestellt sowie ihre Rolle in der Gesellschaft im Aufnahmeland erarbeitet. Der Fokus konzentrierte sich auf Japaner, die zwischen 1908 und 1940 nach Brasilien emigrierten um zu arbeiten und Kolonien zu bilden. Sie wurden in ihrem Aufnahmeland hoch angesehen als intelligente und hart arbeitende Menschen, Produkte aus Japan galten als hochwertig und wurden in speziellen japanischen Lebensmittelgeschäften verkauft. Japanische kulturelle Elemente wie das Sumoringen wurden in Brasilien nicht nur unter den Japanern sehr populär. Als sich ab den 1980er Jahren wirtschaftliche Not und starker Arbeitskräftemangel in Japan einstellten, der begleitet wurde von einem starken Ideal eines ethnisch homogenen Landes, beschloss die Regierung mit Blick auf bilaterale Arbeitsabkommen in Deutschland, ihre Landsleute wieder „zurückzuholen“. In den 1990er Jahren wurde somit das „Nikkeijin-Visum“ eingeführt: Offiziell sollte das Visum für den Besuch der Verwandten in Japan dienen oder es ermöglichen, das Land besser kennen zu lernen. In Wirklichkeit sollten die brasilianischen Japaner als ungelernete Arbeiter in Japan am wirtschaftlichen Aufbau mitarbeiten. So kamen zwischen 1990 und 2000 ca. 350.000 Remigranten zurück nach Japan. Ihre Integration wollte jedoch nur schwer gelingen. In Brasilien galten sie aufgrund ihres Aussehens als „Japaner“ und in Japan nun als „Brasilianer“ – mit asiatischem Aussehen. Die in Brasilien lebenden Japaner hatten sich das Verhalten und die Körpersprache der Brasilianer so weit angeeignet, dass sie in Japan als „fremd“ eingestuft wurden. Heute existieren getrennte Wohnviertel dieser Gruppe, da sie in der japanischen Bevölkerung als Ausländer nicht akzeptiert werden. Die Politiker haben also keine „echten“ Japaner ins Land geholt, sondern nur ethnische Japaner und kulturelle Brasilianer. Die brasilianischen Japaner haben also erst in Japan festgestellt, was ihre kulturelle Identität ist.

Im Vortrag von Dr. Michael Daller (University of the West of England, Bristol) zum Thema „Rückkehr in die Fremde? Remigration türkischer Jugendlicher aus Deutschland“ wurde vor allem der Sprachstand dieser Gruppe untersucht. Der Beitrag stützte sich auf Studien, die zwischen 1992 und 2007 an mehreren Schulen mit einem hohen Rückkehreranteil in Istanbul durchgeführt wurden. Diese Schüler waren in Deutschland aufgewachsen und erlebten die Türkei vor ihrer Rückkehr nur als Urlaubsort. Untersucht wurden der Wechsel der dominanten Sprache auf schulischer und gesellschaftlicher Ebene sowie der Einfluss dieses Wechsels auf die individuelle Bilingualität der Jugendlichen. Weisen die Jugendlichen durch den zweifachen Wechsel der sprachlichen Situation einen sprachlichen Rückstand in beiden Sprachen vor? Unter den Befragten war Deutsch die dominantere Sprache geblieben, während das „Schultürkisch“ vielen Probleme bereitete. Die zweite Studie wurde 2007 an einer zweisprachigen Schule in Istanbul durchgeführt. Die Befragten waren

monolinguale türkische Schüler in Istanbul sowie bilinguale Rückkehrer aus Deutschland. Die Rückkehrer sprachen überwiegend Deutsch und weniger Türkisch. Diejenigen Jugendlichen, die in der Türkei aufgewachsen waren und Deutsch lernten, zeigten das umgekehrte Bild. Dieses Sprachverhalten führt oft zum Vermischen oder Abwechseln beider Sprachen (Code-Mixing bzw. Code-Switching). Die Sprache der Umgebung nimmt also Einfluss auf die Sprachwahl der beteiligten Bilingualen (mehr Deutsch in Deutschland, mehr Türkisch in der Türkei). Beeinflusst dies die linguistische "Selbstbestimmung" der Beteiligten hinsichtlich der Sprachdominanz? Wenn in Deutschland das Deutsche die dominante Sprache im Code-Switching ist und in der Türkei das Türkische, lässt sich folgern, dass die dominante Sprache jeweils als die Matrix-Sprache, in der Elemente aus der anderen Sprache eingebettet sind, betrachtet werden kann.

Unter dem Aspekt des Code-Switching wurde am Beispiel von Niederländisch und Französisch in Belgien das Problem der Identitätsbildung beleuchtet. In Belgien wird der Wechsel zwischen Niederländisch und Französisch als Merkmal der eigenen Identität betrachtet. Von der Norm abweichendes Sprachverhalten sollte also nicht pauschal als sprachliche Inkompetenz, sondern als Form der Individualität und Kreativität wahrgenommen werden. Zum Thema „Denken in Zwei Sprachen“ wurde ebenfalls eine Studie durchgeführt. Die Teilnehmer waren: Monolinguale Türken (in der Türkei), türkisch-deutsche Bilinguale in der Türkei (Rückkehrer), türkisch-deutsche Bilinguale in Deutschland, monolinguale Deutsche (in Deutschland). Die Studie ergab, dass Türkisch und Deutsch Sprachen mit verschiedenen Strukturen sind, was zur Folge hat, dass jede Gruppe der befragten andere Wörter verwendet für dieselbe Beschreibung eines Bewegungsereignisses. Außerdem wurde eine Studie vorgestellt, wie sich die türkischen Rückkehrer in der Türkei sehen. Als Motive für die Rückkehr wurden erwartete Arbeitslosigkeit oder andere wirtschaftliche Gründe, bessere schulische Chancen in der Türkei, der Wunsch der Eltern oder eigene Heimatliebe angeführt. Seit 2006 remigrieren mehr Türken in die Türkei als umgekehrt nach Deutschland kommen, was in der Türkei ein Wirtschaftswachstum von durchschnittlich 9-11% jährlich ermöglicht.

Zur Veränderung von Wertvorstellungen nach der Remigration der Spätaussiedler nach Deutschland referierte Prof. Christine Engel (Universität Innsbruck). In ihrem Vortrag zum Thema „Deutschrusse sucht Deutschrussin. Heiratsanzeigen in deutschrussischen Printmedien“ zeigte Christine Engel auf, wie sich die Lebenseinstellungen der Russlanddeutschen in ihren Heiratsanzeigen in deutschrussischen Zeitungen widerspiegeln. Inwiefern haben sich Ideale und Rollenvorstellungen in der neuen Umgebung verändert und welche Parameter sind gleich geblieben? Die Heiratsanzeigen wurden in ausgewählten Zeitungen analysiert, wie beispielsweise Europa Express, Moskovskij Komsomolec Germanija oder Germanija Plus. Die Besonderheit dieser Texte besteht darin, dass sie im Grunde wie Werbung funktionieren und somit auch ihren Regeln unterliegen. In den Inseraten werden gängige Abkürzungen verwendet für Merkmale, die besonders häufig genannt werden: Humor, keine störenden Gewohnheiten, Aufenthaltsgenehmigung/fester Wohnort, mittlerer Körperbau. Bei jeder Zeitung ist auch die Altersstruktur der Inserierenden verschieden. In manchen Zeitungen sind die Inserate auf die Grundaussage „er sucht sie“ reduziert, was signalisieren soll, dass die übrigen Merkmale der Person positiv sind. Inhaltlich lassen sie die Inserate der Russlanddeutschen so deuten, dass Geld keine zentrale Rolle spielt. Der feste Wohnsitz – möglichst in Deutschland – ist jedoch statistisch gesehen eines der wichtigsten Merkmale, die der Wunschpartner aufweisen sollte. Eine häufige Form der Heiratsanzeige ist der explizite Wunsch nach einer wirtschaftlich motivierten Eheschließung. Im vorgerückten Alter ist die Partnersuche meist eine männliche Domäne. Selten ist der Wunsch nach einer bestimmten Nationalität oder religiösen Überzeugung zu finden. Beim Vergleich dieser aktuellen Anzeigen mit jenen aus den 1990ern fällt auf, dass im Gegensatz zu heute der Schulabschluss und der Beruf früher eine große Rolle gespielt haben. Frauen betonten zudem ihre hauswirtschaftlichen Fähigkeiten, was heute nicht mehr der Fall ist. Die Selbstdarstellung wurde in den Kontaktanzeigen also stark reduziert. Die Inserate vermitteln insgesamt den Eindruck, dass in Deutschland eine starke russische Gemeinschaft existiert, deren Mitglieder sich untereinander verbinden möchten. Hier schwingt jedoch die Gefahr der Entstehung von Parallelgesellschaften mit. Die in den heute lakonischen Inseraten beobachtete Entwicklung der Geschlechterrollen könnte zudem ein Zeichen sein für ein gestiegenes Selbstbewusstsein der Frauen.

Ein prominentes Beispiel für die Integrationsdebatte um Russlanddeutsche lieferte Irina Pohlan (Universität Mainz/Campus Gernersheim). In ihrem Vortrag zum Thema „'Ja rodilas' v Sibiri...' Helene Fischer – ein (russland)deutscher Schlagerstar“ stellte Irina Pohlan die junge Schlagersängerin Helene Fischer vor. Die 27-jährige hat bereits zwei Millionen Platten verkauft und wird von jährlich einer halben Million Konzertbesuchern bejubelt. Helene Fischer gilt als jüngste und erfolgreichste Schlagersängerin im deutschsprachigen Raum, mit ihrem vor kurzem erschienenen Album übernahm sie die Spitze der deutschen Albumcharts und verdrängte dabei Favoriten wie Udo Lindenberg. Interessant an diesem Beispiel waren der russlanddeutsche Hintergrund und das Spiel mit der russischen und deutschen Identität der Sängerin, was immer mehr zu einer Identitätsfalle wurde. Helene Fischer kam 1988 mit ihren Eltern aus Krasnojarsk nach Wöllstein in Rheinland-Pfalz. Als Schlagersängerin nutzt sie ihre sibirische Herkunft als exotisches Markenzeichen und erfolgreiches Vermarktungsinstrument, während ihre sprachlich-kulturelle Assimilation und inszenierte gesellschaftliche Konformität von den Fans als beispielhaft angesehen werden. Diese Aspekte erscheinen zunächst als eine gute Integrationsstrategie. Der Erfolg der Sängerin lässt sich nicht zuletzt durch die Sehnsucht des Publikums nach konservativen Werten und Texten erklären. Helene Fischer erscheint in ihren Interviews als bodenständiger, disziplinierter und naturverbundener Familienmensch. Ergänzend dazu nutzt sie ihr russisches Temperament, erzählt von ihrer schwierigen Kindheit in Sibirien und dass sie wie ein „Aschenputtel“ nach Deutschland kam, um wie eine „Märchenprinzessin“ erfolgreiche Sängerin zu werden. Einerseits zeigt sich Helene Fischer stolz, in Sibirien geboren zu sein und spielt mit den Klischees. Andererseits schreibt sie sich die deutsche Identität zu und hat somit Identitätsschwankungen, die je nach Situation variieren. Das künstlich aufgebaute Modell „Helene Fischer“ könnte als Mischform aus einer sich gut verkaufenden russischen „Glamourisierung“ und dem Spiel mit alten Stereotypen gesehen werden.

Aufgezeigt und analysiert wurden also die Schwierigkeiten der Eingliederung dieser Spätaussiedlerin und ihre gelebten Identitäten in Verbindung mit erfolgreicher Selbstvermarktung. Anhand der Personenstudie erkennt man die möglichen Identitätsschwankungen von Russlanddeutschen wieder, die sich einerseits in Deutschland eingliedern und andererseits die russische Identität nicht verlieren möchten. Helene Fischer scheint sich in Deutschland integriert zu haben, was dem deutschen Publikum gefällt und was andere Russlanddeutsche als Arroganz der russischen Kultur und Sprache gegenüber kritisieren. Das vorwiegend sprachliche Assimilationsmodell sollte jedoch kritisch und nicht als der einzige Weg erfolgreicher Integration gesehen werden. Die Bilingualität müsse genauso gepflegt werden wie die Bikulturalität, denn beide stellen eine wichtige Chance dar für Sprach- und Kulturvermittler, z.B. am Gernersheimer Fachbereich.

Den letzten Teil der Tagung läutete Prof. Irina Alekseeva (St. Petersburg School of Interpretation and Translation) ein mit ihrem Vortrag zum Thema „Interaktive didaktische Verfahren in der translationswissenschaftlichen Lehre deutsch-russisch gemischter Gruppen. Russische Erfahrungen“. Verschiedene methodische Ansätze in der Sprachendidaktik sehen den Einsatz bilingualer Studenten als Redner, Sprachexperten oder Redakteure im Sprachunterricht vor, um das Potenzial gemischter Studentengruppen für erfolgreiches Erlernen der deutschen bzw. russischen Sprache zu nutzen. Die heutige Gesellschaft ist aufgrund ihrer verschiedenen sprachlichen und kulturellen Einflüsse anders strukturiert als früher, was zahlreiche Chancen darstellt für die Sprachdidaktik. Zum Vergleich: die englische Sprachdidaktik entwickelt sich sehr schnell, es wird heutzutage fast überall auch auf Englisch gelehrt. Die Mehrsprachigkeit ist heute keine Besonderheit mehr, sondern stellt den Normalfall dar. Gleichzeitig entstehen aber in dieser Entwicklung neue Sprachdominanten; so dominiert das Chinesische noch immer über das Russische, während der Gebrauch der letzteren Sprache bei EU-Konferenzen 2008-2009 um 30% gestiegen ist. Diese Dynamik ist in anderen Sprachen auch zu beobachten: der Gebrauch des Deutschen steigt jährlich um 1-2%, während Italienisch oder Spanisch abfallen.

An der St. Petersburg School of Interpretation and Translation sitzen meist russisch-deutsch gemischte Studentengruppen im Sprachunterricht. Diese Eigenschaft wird dort als Bereicherung angesehen und für eine interaktive Lehre genutzt. Diese wiederum kann sehr nützlich sein für die soziale Integration der russischen oder deutschen Studierenden in Deutschland bzw. Russland. Viele Studenten sind ständig bestrebt, sich weiterzuentwickeln und nehmen die Rolle von Initiatoren für die Entwicklung

der Gruppe ein. Selbst wenn sie ihre deutsche oder russische „Muttersprache“ nicht gut beherrschen, ist es ein Vorteil, da sie auf diese Weise nicht von den anderen Studenten als sprachlich überlegen eingestuft und „gefürchtet“ werden. Der Vorteil der gemischtsprachigen Gruppen wird im Unterricht zu Phonetik, Lexik, Syntax und Semantik genutzt. Da die Lehre primär auf das Erlernen offizieller Kommunikationssprachen abzielt, können die Studenten ihre Sprachkompetenz in dieser Richtung verbessern, da sie vorher meist nur die Alltagssprache gut beherrschen. Auch die Rollen der deutsch- und russischsprachigen Studenten werden im Unterricht klar verteilt, um interaktives Lernen zu ermöglichen: Es sind also in jeder der beiden Sprachen muttersprachliche deutsche und russische Redner, Übersetzer, Sprachexperten und Stilistikexperten organisiert, die in ihrer Rolle den jeweils anderssprachigen Studenten viel beibringen können. Zusätzlich werden wöchentlich zwei Konferenzen simuliert, deren Vorbereitung und Durchführung die Studenten üben können. Während der Konferenzen werden auch Fallstudien geprobt, um zu testen, wie die Studenten als Dolmetscher in Stresssituationen reagieren, wenn der Redner beispielsweise schnell liest oder eine Unterbrechung macht. Ein so organisierter Sprachunterricht kann das Potenzial der gemischtsprachigen Studenten voll ausschöpfen und zu ihrer Weiterbildung einen wichtigen Beitrag leisten.

Aber nutzt die Bilingualität den Übersetzungsstudenten tatsächlich? Im Germersheimer Unterricht entsteht oft der Eindruck, dass beide Sprachen einander behindern würden bei der Übersetzung, was zu Fehlern und einer verminderten Qualität des Translates führe. In der Tat gehört zu einem erfolgreichen Übersetzer auch das Talent für dieses Metier. Zweisprachigkeit allein ist noch keine Voraussetzung für einen guten Sprachmittler. Vielmehr müsste den Studenten eine bewusste Trennung beider Sprachen angewöhnt und ihre Sprachentwicklung streng kontrolliert werden.

Den Gedanken zur Vermischung der deutschen und russischen Sprachen als Fehlerquelle bei Übersetzungen führte Dr. Anna Pavlova (Universität Mainz/Campus Germersheim) mit ihrem Vortrag zum Thema „Die Sprache der russischen Immigranten und Bilingualen: Fehler oder Trends?“ fort. Dozenten der Translationswissenschaft bezeichnen die Sprache der russlanddeutschen Immigranten oft als „fehlerhaft“. Diese Fehler ergeben sich 1. aus den Interferenzen zwischen dem Deutschen und Russischen und 2. aus innersprachlichen Schwierigkeiten im Russischen. Vorgestellt wurden Ergebnisse der Beobachtung der Sprachentwicklung bei Russlanddeutschen und bei ihren Kindern, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Es muss aber beachtet werden, dass jede Sprache einer eigenen Evolution unterliegt, was dazu führen kann, dass das, was früher als Fehler galt, jetzt richtig sein könnte. Zur Kategorie der Fehler aufgrund sprachlicher Interferenzen lassen sich verschiedene Beispiele anführen: Deutsche Wörter werden unter Verwendung der russischen Grammatik ins Russische eingebaut. Der Grund dafür ist „sprachliches Sparen“, wenn die deutschen Wörter kürzer sind als die russischen. Zur zweiten Fehler-Kategorie zählt beispielsweise die Verwendung von Paronymen. Es werden auch häufig Elemente anderer Sprachregister im Russischen verwendet, wenn diese kürzer sind als die Wörter in der Hochsprache. Solche Fehler passieren nur zum Teil unbewusst. Beispielsweise werden im Russischen bewusst deutsche Begriffe verwendet, wenn ihnen auf Deutsch eine andere Bedeutung zugeschrieben wird als auf Russisch. Natürlich werden die beiden Sprachen auch aus dem Grund vermischt, weil der Sprechende den Ausdruck in Russisch oder Deutsch nicht kennt. Auch im Berufsleben werden oft deutsche oder russische Begriffe verwendet, um die Fachkommunikation zu erleichtern. Der häufigste Grund für die Vermischung beider Sprachen ist aber der Umstand, dass die russlanddeutschen Sprecher Deutsch noch nicht ausreichend gelernt und Russisch bereits zum Teil vergessen haben. Und dennoch sollten diese Sprachvarianten nur mit Vorsicht pauschal als Fehler eingestuft werden, da möglicherweise manche Sprachelemente tatsächlich in die russische Sprache übernommen worden sein könnten. Die russische Sprache ist in Russland den Einflüssen anderer Sprachen ausgesetzt, was nicht zuletzt mit der zunehmenden Internationalisierung der Journalisten zusammenhängt. Diese Entwicklung muss vor allem auch im Übersetzungsunterricht angenommen und beachtet werden. Die Art der Fehler hängt mit der sozialen Stellung der Befragten oder der in Deutschland verbrachten Zeit nicht zusammen. Die einzige Besonderheit besteht bei gebildeten Personen, die die Russische oder Deutsche Sprache bewusst reflektieren und pflegen.

Die Chancen russlanddeutscher Spätaussiedler in der Berufspraxis erläuterte der Praktikumsbeauftragte Dr. Stephan Walter (Universität Mainz/Campus Germersheim). Sowohl die Bilingualität als auch die Bikulturalität der Germersheimer Absolventen ist eine häufige Voraussetzung für Berufe mit internationalem Bezug. Es werden Experten ausgebildet für die russische Sprache und für alles, was mit russischsprachigen Regionen zu tun hat. Ihr Berufsfeld ist sehr gegenwartsbezogen und es ist vor allem die Textkompetenz, auf die es in der Praxis dieser Absolventen ankommt. Deshalb ist die Pflege der Schriftsprache von besonderem Wert in der Übersetzerausbildung. Neben der breiten fachlichen Ausbildung können sich die Studierenden des Fachbereichs bestimmte „Softskills“ aneignen wie Recherche, Präsentation, Reflexion und Projektmanagement. Diese Fähigkeiten eröffnen Praktikumsmöglichkeiten in verschiedenen Bereichen: Übersetzung in speziellen Fachagenturen, Außenwirtschaft, NGOs oder Stiftungen für interkulturelle Zusammenarbeit sind die häufigsten Berufsfelder der Absolventen des FTSK. Es besteht auch die Möglichkeit, die eigenen Kontakte zu Familie und Freunden im Ausland zu nutzen, um dort leichter eine Stelle zu finden. Gefragt sind aber in jedem Fall interkulturelle Erfahrungen, gute Sprachkenntnisse, der Bezug zu Russland und Osteuropa oder auch journalistische Erfahrungen.

Prof. Dr. Bernd Meyer (Universität Mainz/ Campus Germersheim) führte im Auftrag des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge eine Untersuchung zum Wert der Sprachkenntnisse von Migranten. Sollte ihre Zweisprachigkeit erhalten bleiben oder sollte nur Deutsch gefördert werden? Hierzu wurden Überlegungen gemacht, wie der Wert einer Sprache messbar wäre. Beim Dolmetschen in medizinischen Fällen hat die Kenntnis der Sprache des ausländischen Patienten für den behandelnden Arzt oder die Pfleger einen sehr hohen Wert. Manche Erzieher in Kindergärten bekamen ihre Arbeitsstelle vorwiegend wegen ihrer russischen oder türkischen Sprachkenntnisse. In Wirtschaftsunternehmen werden Mitarbeiter mit besonderen Sprachkenntnissen häufig für die Zusammenarbeit mit ausländischen Partnern eingesetzt. Diese weisen aber keinen Abschluss als Übersetzer vor, sondern sind Fachspezialisten mit zusätzlichen Sprachkenntnissen, die ihnen im Beruf helfen. Der Migrationshintergrund kann also durchaus entscheidend sein für beruflichen Erfolg von Fachspezialisten. Und dennoch gibt es Situationen der (Fach-) Kommunikation, die nach qualifizierten Dolmetschern verlangen, da die informellen Sprachkenntnisse nicht mehr ausreichen. Beispielsweise existiert eine rechtliche Problematik bei der Patientenaufklärung, die in jedem Fall professionelle Dolmetscher erfordert.

Ein Beispiel für erfolgreiche persönliche und berufliche Integration lieferte die Biographie von Erentina Jalincuz, die 1997 als Spätaussiedlerin aus Kazachstan nach Deutschland kam. Dank ihrer Bilingualität und dem Verständnis der russischen und deutschen Kultur hatte Erentina Jalincuz keine größeren Schwierigkeiten, sich schnell in Deutschland zu integrieren. Bereits im Aussiedlerwohnheim erteilte sie russlanddeutschen Kindern Deutschunterricht, später arbeitete sie als Deutschlehrerin für Russlanddeutsche an einer VHS. Da die Spätaussiedler in Deutschland auch häufig mit bürokratischen Problemen konfrontiert werden, richtete Erentina Jalincuz gemeinsam mit anderen Russlanddeutschen ein Beratungsbüro für solche Fragen ein. Für die Beratung und Begleitung Russlanddeutscher bei schwierigen Fragen wurde unter ihrer Mitarbeit 2000 der Verein „Begegnungshaus“ gegründet, seit März 2011 arbeitet Erentina Jalincuz am Diakonischen Werk im Migrationsfachdienst in Trier.

Auch der 1991 aus Kazachstan nach Deutschland gekommene Spätaussiedler Anton Kasper schilderte seine erfolgreiche Integration in Deutschland. Bei seiner Ankunft war Anton Kasper bereits studierter Jurist und verfügte über Berufserfahrung. Er absolvierte Deutsch- und Englischkurse für Akademiker an der Universität Leipzig und bildete sich fort über spezielle Initiativen für russische Juristen. Nach einem Praktikum bei einem Rechtsanwalt wurde Anton Kasper auf eine Stellenanzeige aufmerksam, über die ein Logistikunternehmen russischsprachige Sachbearbeiter suchte. Er bekam diese Stelle und sammelte Erfahrungen im Bereich Logistik, schließlich gründete Anton Kasper sein eigenes Logistikunternehmen. Der Bereich Logistik gewinnt in der EU immer mehr an Bedeutung, das Distributionsnetz von Lebensmitteln und Pharmazeutischen Produkten weitet sich immer mehr aus. Hier sind Spezialisten mit Fremdsprachkenntnissen besonders gefragt. Dennoch konnte auch Anton Kasper feststellen, dass es in seinem Beruf zu Situationen kommt, wo Dolmetscher gebraucht werden, da die eigenen, „veralteten“ Russischkenntnisse nicht mehr ausreichen und Sprachspezialisten mit

Kenntnis der neuesten Entwicklungen der russischen (Fach-) Sprachen gefragt sind. Die Bilingualität der Spätaussiedler kann also durchaus eine Chance darstellen für ihre berufliche und persönliche Integration. Vor allem können Netzwerke in den Herkunftsländern einen wichtigen Vorteil darstellen bei der Stellensuche in Deutschland, da die Russlanddeutschen damit über herausragende Regionalkompetenzen verfügen.

Welche Erkenntnisse lassen sich aus der Tagung ableiten und welche Fragen sollten weiter verfolgt werden? Festzuhalten ist, dass die berufliche Praxis von Spätaussiedlern zeigt, wie wichtig der Erhalt, die Pflege und die Weiterentwicklung von Zweisprachigkeit und doppelter Kulturzugehörigkeit sind. Die Tagung ermöglichte vielseitige, internationale und -kulturelle Perspektiven auf die Problematik der Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler, was zur Erörterung verschiedener Probleme wesentlich beigetragen hat.

Aufgrund der Beobachtung, dass Mehr-/Vielsprachigkeit in der Tagung tendenziell als Normalfall gesehen wurde, ergibt sich die Anregung für ein weiterführendes Forschungsthema, das den „Bilingualismus als Normalfall“ in den heutigen multikulturellen Gesellschaften untersuchen könnte. Eine erste Bestätigung dieser These liefert bereits die Tatsache, dass Englisch in vielen Bereichen eine weit verbreitete Sprache ist und somit zumindest die Bilingualität in dieser Sprachkombination oft als selbstverständlich gesehen wird. Diese Forschungsfrage müsste aber speziell auf Regionen untersucht werden, da die Zweisprachigkeit nicht überall als Normalfall gilt.

Für die Vermittlung der eigenen kulturellen Werte im Ausland eignet sich in der Kindererziehung die Muttersprache besser als Deutsch, da Sprache und kulturelle Identität eng verbunden sind. Auf der Basis der vermittelten Grundwerte könne das Kind in der deutschsprachigen Schule aufbauen und seine individuelle Identität herausbilden. Die Frage nach der kulturellen Identität erscheint heutzutage im Grunde wie die Folge eines „Zuordnungs-Zwangs“. Das Subjekt sollte sich selbst entscheiden, an welche Identitäten es sich bindet, sei es aufgrund seiner Sprache oder Nationalität. In der heutigen multikulturellen und -ethnischen Gesellschaft sind auch gemischte Formen von Identität möglich und für ihre Träger auch wichtig.

Die Tagung hat zudem gezeigt, dass nicht alle Integrationsprobleme auf Zwei- oder Mehrsprachige Migranten blind übertragen werden können. Persönliche Bildung und berufliche Hintergründe spielen bei der Integration von Spätaussiedlern eine wichtige Rolle, die weiter erforscht und für die Lehre in der Translationswissenschaft angewendet werden sollte, um nicht pauschal über sprachliche Fehler zu urteilen. Die Herausforderungen bei einer Neuprofilierung der Fächer Slavistik und Translation sind also zum einen fremdsprachendidaktischer Art, da es um den Unterricht einer in ihren Sprachkenntnissen heterogenen Studentenschaft geht. Zum anderen stellen sich ebenso in der Kulturwissenschaft neue Aufgaben, da die russische Kultur nun nicht mehr als fremdkultureller Raum vermittelt werden kann. Die genannten Faktoren sollten jedoch nicht als Störung, sondern als Bereicherung der Ausbildung gesehen werden, wie die Beiträge der Tagung gezeigt haben.

*Dipl.-Übers. Katharina Jaroschak, Doktorandin/Slavistik
Universität Mainz/Campus Gernersheim*